

Ferdinand Sommer

4. 5. 1875 – 3. 4. 1962

Ferdinand Sommer war der letzte aus der Reihe der großen deutschen Sprachforscher und Indogermanisten, die von Jacob Grimm, Franz Bopp und Wilhelm von Humboldt an bis in das erste Jahrzehnt unseres Jahrhunderts hinein bewirkt haben, daß in aller Welt die Sprachwissenschaft als eine typisch deutsche Wissenschaft angesehen wurde. Der Bayerischen Akademie der Wissenschaften hat er fast 35 Jahre als ordentliches Mitglied angehört und der Sprachwissenschaft, der einst Joh. Andreas Schmeller und Kaspar Zeuss Eingang verschafft hatten, durch die Weite seiner Gelehrsamkeit, den Blick für Probleme und die angemessene Methode zu ihrer Lösung, die Schärfe des Verstandes und Witzes und die Kunst der Darbietung im Kreise ihrer Schwestern neues Ansehen gewonnen.

Wenn wir sein Werk überschauen, so ist er erste Eindruck der einer heute ganz ungewöhnlichen Weite und Fülle, eines Reichtums, wie er seinesgleichen nicht mehr hat. Von seiner Dissertation im Jahre 1896 ab, die für ihn, den Schüler Thurneysens, fast selbstverständlich ein Kapitel der altirischen Grammatik behandelt, hat Sommer in seinen Büchern, Akademieabhandlungen und Zeitschriftenaufsätzen Probleme beinahe aller indogermanischer Sprachen untersucht. An das Keltische, dem er später noch einige Festschriftartikel gewidmet und über dessen wissenschaftliche Literatur er durch mehrere Jahre hindurch in der Indogermanischen Bibliographie kritisch berichtet hat, schließen sich geradezu logisch Arbeiten zum Lateinischen an, wie die Leipziger Habilitationsschrift von 1899 über „Die Komparationssuffixe im Lateinischen“, die schließlich in dem berühmten „Handbuch der Lateinischen Laut- und Formenlehre, eine Einführung in das sprachwissenschaftliche Studium des Latein“ (1902) gipfelten. Dies Buch, das 1914 in 2. und 3. Auflage gründlich umgearbeitet erschien und seither mehrfach wieder abgedruckt wurde, zeigte schon in seiner ersten Gestalt seine Hauptvorzüge: Beherrschung des Materials und der wissenschaftlichen Literatur, sicheres Gefühl für das Wahrscheinliche und Mögliche in der Sprachentwicklung, Scharfsinn sowie Begabung und Neigung, die feineren Bedingungen für den Sonderfall aufzuspüren, und vor allem ein glänzendes pädagogisches Geschick, schwierige Tatbestände auch dem Anfänger in klarer und verständlicher Sprache faßlich zu machen. Für die 2. Auflage hat Sommer dann, dem Wunsche der Kritik folgend, die Literaturangaben vervollständigt und aus großen Materialsammlungen geschöpft, die er sich in der Zwischenzeit für das Altlatein angelegt hatte, so daß nun auch der Fachgelehrte dankbar aus ihnen lernen konnte. Gleichzeitig mit dieser 2. Auflage erschienen „Kritische Erläuterungen zur Lateinischen Laut- und Formellehre“, die in lockerer Form Entscheidungen des Handbuchs in strittigen Fragen näher begründen.

1905 beginnt dann mit den Griechischen Lautstudien, die überzeugend die Wirkung eines geschwundenen inlautenden *s* auf den Anlaut verfolgen, die Reihe der Untersuchungen über diejenige indogermanische Sprache, die ihm wie den meisten Sprachfor-

schern, damals wie heute, Herzenssache war: das Griechische. Zu ihm und besonders den Problemen der homerischen Sprache ist Sommer nach 1945, nach dem Verlust aller seiner Sammlungen und seiner und des Sprachwissenschaftlichen Seminars Bibliothek wie in seine wahre wissenschaftliche Heimat zurückgekehrt. Von den das Griechische behandelnden Untersuchungen vor dem Kriege sind wegen ihrer prinzipiellen Bedeutung zwei hervorzuheben, einmal die sorgfältige Entwicklungsgeschichte des Ny ephelkystikon in den griechischen Inschriften (1907), aus der sich, was noch keineswegs allgemein erkannt ist, gewichtige Schlüsse auf die Chronologie großer Dichtungen ergeben, und zum anderen der meisterhafte Aufsatz Zur griechischen Poesie (1909), in dem mit einem überwältigenden Material eine Eigentümlichkeit des homerischen Verses (die sogenannte Lex Wernickiana) lautlich verständlich gemacht und in weitere Zusammenhänge gerückt wird.

Es folgen 1912 interessante Aufsätze zum Germanischen, und zwar zur gotischen Syntax und zur deutschen Wortforschung und Etymologie, 1914 das große Werk über „Die indogermanischen *iā-* und *io-*Stämme im Baltischen“, in dem Sommer den Ansichten der Spezialisten zum Trotz auf Grund einer großen (aber vielleicht doch noch nicht ausreichenden) Materialsammlung auf die das Lateinische und Baltische gegründete Ansicht von der Existenz indogermanischer *ē*-Stämme leugnet, und 1916 die bedeutende Untersuchung über die Feminina der *u-* und *i-*Stämme im Rigveda und im Altiranischen, die ihren Verfasser als intimen Kenner dieser beiden für das Gesamtbild vom Indogermanischen so wichtigen Sprachen, jedenfalls in ihren ältesten Denkmälern, erweist, gewissermaßen so den Titel rechtfertigend, den Sommer in Jena führte: Professor der vergleichenden Sprachforschung und des Sanskrit.

Nimmt man nun noch die Aufsätze zum Slavischen, zum Armenischen und zum Venetischen hinzu, so ergibt sich, daß Sommer über alle und mit allen bis 1910 bekannten Sprachen gearbeitet hat, stets aus den Quellen heraus, sich niemals mit der Kenntnis aus Grammatik und Wörterbuch begnügend, immer von Beobachtungen ausgehend, die scharfsinnig und geistreich in einen weiteren Zusammenhang gestellt und meist überzeugend

gedeutet werden. Aber niemals wird eine Erklärung erzwungen, Sommer hat immer, wo es not tat, auch den Mut zum Verzicht gehabt. Ohne Rücksicht auf den dadurch erforderlich werdenden Umfang wird das Material dem Leser stets vorgelegt, ihm die Nachprüfung ermöglichend, es ihm aber auch zu anderer Benutzung überlassend. Hervorzuheben ist das lebendige Verhältnis zur Sprache der Gegenwart, zur eigenen Sprache, wie es besonders in der wunderhübschen Akademieabhandlung „Zum attributiven Adjektivum“ von 1928 oder in den Aufsätzen „Stimmung und Laut“ von 1920 und „Lautnachahmung“ von 1933 zum Ausdruck kommt. Hier bekennt er sich auch beim Durchforschen sprachwissenschaftlicher Prinzipien zur „Erdnähe einer Fußwanderung“.

Sommer hat sich selbst, so will es scheinen, charakterisiert in seinem Nachruf auf Thurneysen (1940). Fast alles, was er seinem Lehrer und Freund nachrühmt, trifft auch auf ihn zu, „die klare Besonnenheit scharfen Verstandes“, „das blutvolle Temperament“, „der Humor“; auch Sommer war „ein Lehrer wie er sein soll: hilfsbereit und zum Helfen geschaffen, gütig, nachsichtig und anspornend zugleich“. Auch der, der niemals als sein Schüler zu seinen Füßen gesessen hat, spürt es aus jeder seiner Arbeiten, daß Sommer ein begnadeter Pädagoge war. Pädagogisch zu wirken war ihm ein Bedürfnis; seine sprachgeschichtlichen Erläuterungen für den griechischen Unterricht (zuerst 1917), seine Lateinische Schulgrammatik mit sprachwissenschaftlichen Anmerkungen (zuerst 1920) und vor allem seine Vergleichende Syntax der Schulsprachen (zuerst 1921) bezeugen durch ihre Auflagen, wie sehr er sich damit den Dank der Schullehrer erworben hat. Dem Bilde würde Entscheidendes fehlen, wollte man nicht die Kunst der Darstellung hervorheben. Die geistreichen und einprägsamen Formulierungen, die gelegentlich durch glänzende Witze illustrierte Argumentation, und die sorgfältige Gepflegtheit der Sprache machen die Lektüre seiner Arbeiten zu einem Genuß.

Als zu Beginn des 1. Weltkrieges der Assyriologe Friedrich Hrozný die Sprache der in Boghazköi ausgegrabenen Keilschrifttafeln als indogermanisch erkannte und 1917 mit seinem Aufsehen erregenden Buch über die Sprache der Hethiter hervor-

trat, da war – wie fast alle Indogermanisten damals – auch Sommer zunächst äußerst skeptisch; aber er sah ein, daß wenn der Indogermanist zu einem begründeten Urteil kommen wollte, er die Überlieferung selbständig beurteilen, mit andern Worten Assyrisch und die Keilschrift lernen müsse. Immerhin schon über 40 Jahre alt, hat Sommer diese keineswegs leichte Arbeit mit Energie auf sich genommen. Er ließ sich von Arthur Ungnad in die Assyriologie einführen, später wurde Hans Ehelolf, der ihm „ein selbstloser und aufopfernder Freund“ wurde, und schließlich Adam Falkenstein sein assyriologischer Berater und Helfer. Sommer erkannte bald, daß Hroznýs Entzifferungen im Wesentlichen richtig waren, daß aber die Methode, die Bedeutung hethitischer Wörter auf Grund indogermanischer Anklänge zu bestimmen, verfehlt, ja eigentlich dilettantisch sei: nur auf dem mühevollen Wege der rein kombinatorischen Methode, nämlich der systematischen Zusammenstellung und Interpretation aller Belege für das betreffende Wort, läßt sich seine Bedeutung ermitteln. Daß Sommer dadurch erst die Hethitologie zu einer wirklichen Wissenschaft gemacht hat, ist sein bleibendes Verdienst, das seine Nachfolger auf diesem Wege, besonders Hans Ehelolf und Johannes Friedrich, stets anerkannt haben. Hier, in der Hethitologie, ist der Indogermanist Sommer der rückhaltlose Vorkämpfer der philologischen Methode geworden. Darauf beruhen im Grunde auch die lang anhaltenden Kämpfe, die Sommer in der sogenannten Aḫḫijavā-Frage, d. h. in der Frage ob das hethitische Aḫḫijavā einem griech. λ* Αχαΰα, Land der Achaeer (Ἀχαιοί) gleichzusetzen sei, mit Paul Kretschmer in Wien zu bestehen hatte. Sommer hat 1932 die Aḫḫijavā-Urkunden in Urschrift und Übersetzung mit ausführlichem Kommentar vorgelegt und bewiesen, daß Aḫḫijavā in Kleinasien lag; die Möglichkeit, daß es mit den Achaeern zusammenhängt, nicht strikte geleugnet, aber eher an rein zufälligen Lautanklang gedacht. Mag mancher Forscher auch heute meinen, daß Sommer dabei in seinem Skeptizismus zu weit gegangen sei – daß er methodisch die bessere, ja die einzig mögliche Stellung bezogen hat, steht außer Zweifel. Erst muß durch Interpretation aller in Betracht kommenden Denkmäler festgestellt werden, wo dieses Aḫḫijavā gelegen war, ehe man die Frage aufwerfen kann, ob

es vielleicht ein Achaia gewesen sein kann. Unbestritten ist auch der bedeutende Ertrag der mühevollen Untersuchungen Sommers, die sich hier angeschlossen haben, zum Namen der Ὑπαχαιοί die Prüfung der griechischen Komposita mit ὑπό - als erstem Glied in „Aḥḥijavāfrage und Sprachwissenschaft“ (1934) und zu Ἀλέξανδρος die Untersuchung der Komposita dieser Art in „Aḥḥijavā und kein Ende?“ (Idg. Forschungen 55, 1937) und „Zur Geschichte der griechischen Nominalkomposita“ in den Abhandlungen unserer Akademie von 1948.

Sprachwissenschaft und Philologie haben den Gegenstand weithin gemein, die schriftliche Überlieferung. Ehe der Sprachforscher einen Text für seine Zwecke benutzen kann, muß er philologisch gesichert und interpretiert sein. Aber daß dann auch der Sprachforscher dem Philologen sichere Kenntnisse vermitteln kann, ist nicht zu bezweifeln. Den besten Beleg bietet dafür die sogenannte homerische Frage. Hier stehen sich auch heute noch die Gegner, die Unitarier und die Analytiker, genauso gegenüber wie einst 1795 beim Erscheinen von F. A. Wolfs Prolegomena. Mit rein literarhistorischen Mitteln scheint das Problem nicht zu lösen. Wenn aber Sommer in seinem Aufsatz über λ [= Odyssee Buch 11] 11 (1958) durch subtile Beobachtung eine Reihe von sprachlichen Künsteleien, Ungereimtheiten und jungen Extravaganzen feststellt und zwingend die Vorbilder dafür ermittelt und zeigt, warum der Dichter diese Stelle gerade so geformt hat – weil er sie nämlich nach der Praxis seiner Zeit gar nicht anders hat formen können – dann befinden wir uns auf festem Boden. Gerade in den letzten Jahren hat Sommer sich fast ausschließlich mit solchen homerischen Untersuchungen beschäftigt. Es steht zu hoffen, daß auch in dem Nachlaß noch einiges davon veröffentlicht werden kann. Es wird eine Zierde der geplanten Kleinen Schriften bilden.

Was den Leser dieser letzten Arbeiten am meisten ergreift, das sind die – entgegen einer sonst zu beobachtenden Tendenz des Alters zu Milde und Nachsicht – immer größer werdenden Ansprüche, eine Selbstkritik, die sich kaum mehr genügt tun kann, die Einbeziehung immer neuer und schwieriger Probleme, die immer schärfer werdende Methode. Von diesem Standpunkt aus hat Sommer selbst viele Arbeiten seiner Jugend und Mannes-

jahre verdammt. Es ist ein weiter Weg, der von der glänzenden Frische und Unbekümmertheit der Jugend zu dieser Größe des Charakters im Alter geführt hat.

Vgl. das Schriftenverzeichnis in Indogermanische Forschungen 62, 1956, s. 78 -96.

Wilhelm Wissmann